

Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 79 (2004)

Heft: 12

Anhang: Extra : wohnen und Integration

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wohnen extra



wohnen und integration

Baugenossenschaften sind ideale «Integratoren», Seite 2 ■ So meistern Migrantinnen und Migranten ihr Leben in der Schweiz: Drei Familien erzählen, Seite 4 ■ Wie geht man mit «Ausländerquartieren» um? Seite 6 ■ Ali El Hashash gibt Kurse für interkulturelle Kommunikation, Seite 8 ■ Die Grosssiedlung Telli ist kein Ghetto, Seite 12 ■ Umfrage: Ist Integration für Sie ein Thema? Seite 14 ■ Rätsel, Seite 16 ■

Baugenossenschaften sind ideale «Integratoren»

Text: Michal Arend*

Was bedeutet eigentlich «Integration»? Das Wort stammt vom lateinischen Wort «integrale», das «ergänzen» und «wiederherstellen» heisst. Das verwandte Adjektiv «integer» kann auch mit «ganz» oder «unberührbt» übersetzt werden. In der Politik und auch in dieser Zeitschrift versteht man heute unter «Integration» ein gutes Zusammenleben zwischen Einheimischen sowie Migrantinnen und Migranten ausländischer Herkunft. In den 60er- und 70er-Jahren sprach man von «Assimilation» und verstand darunter die Übernahme schweizerischer Lebensgewohnheiten, Sitten und Wertvorstellungen unter Preisgabe der eigenen «Wurzeln». Eine solche Selbstverleugnung wird heute nicht mehr angestrebt. Man verlangt aber von den Ausländerinnen und Ausländern die Respektierung der Gesetze und anderer Regeln. Und es wird erwartet, dass sie sich aktiv bemühen und das ihre zur Integration beitragen, zum Beispiel durch Erlernen der Sprache.

WOHNEN IST WICHTIG

Zumindest für die erwerbstätigen Einwanderer werden die wichtigsten Weichen für ihre Integration bei der Arbeit beziehungsweise in ihrer Arbeitswelt gestellt. Aber auch das Wohnen und die Wohnverhältnisse sind wichtig, weil sie in ihren Wohnungen viel Zeit verbringen, hier bestimmte Regeln respektieren müssen und Erfahrungen mit der Schweiz und mit den Schweizern machen. Verglichen mit anderen Ländern und Städten wohnen und leben Einheimische und Migranten in der

Neben der Arbeitswelt sind insbesondere die Wohnverhältnisse wichtig für die Integration von Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. In Zürcher Genossenschaftswohnungen ist gemäss Statistik die ausländische Wohnbevölkerung untervertreten. Dabei sind Baugenossenschaften mit ihrer sozialen und solidarischen Tradition eigentlich prädestiniert, einen stärkeren Beitrag zur Integration ausländischer Mitbewohnerinnen und -bewohner zu leisten, findet der Soziologe Michal Arend.

Schweiz relativ stark «durchmischt». Trotzdem gibt es auch in allen Schweizer Städten Quartiere und Überbauungen mit hohen Konzentrationen ausländischer Bevölkerung. Solche Räume werden in der Umgangssprache abschätzigt «Ghettos» genannt.

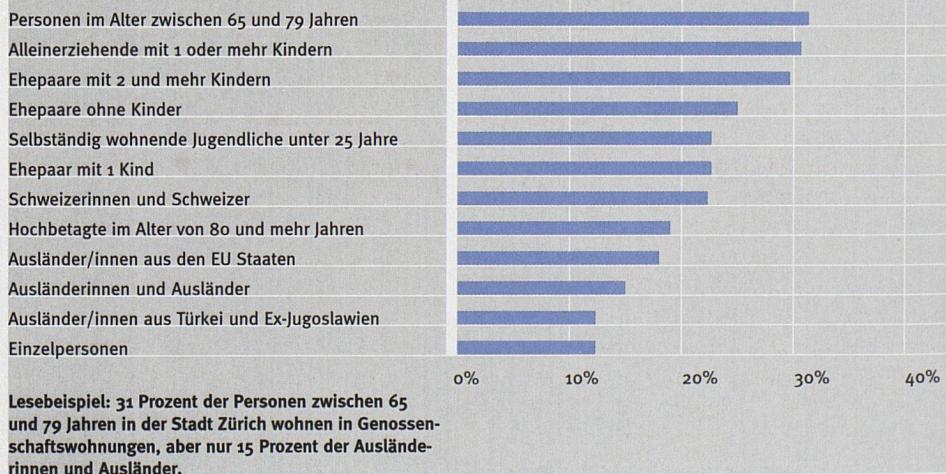
Die in «Ghettos» wohnenden Ausländerinnen und Ausländer – aber auch Einheimischen – sind in der Regel weniger gut integriert als Personen, die in anderen, attraktiveren Stadtteilen wohnen. Die Integrationsprobleme der «Ghettobewohner» sind primär durch ihre

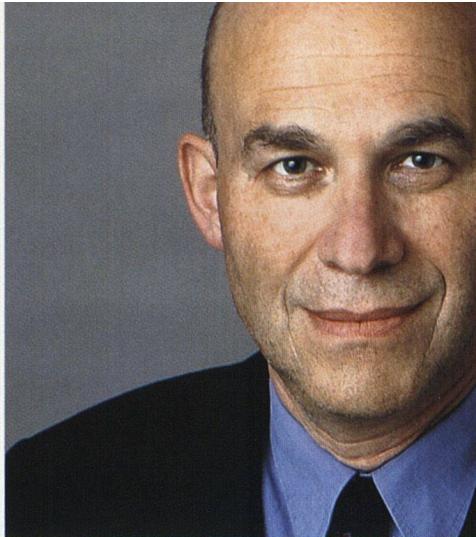
sozialen, ökonomischen, kulturellen und bildungsmässigen Nachteile bedingt. Die Nachbarschaft mit vielen anderen Zugewanderten und benachteiligten Einheimischen ist nicht direkt eine Erschwernis für die Integration. Aber es fehlt so häufiger an Anreizen, Kontrollmechanismen und Gelegenheiten, bestehende Defizite abzubauen.

WIE VIEL DARB ES DENN SEIN?

Es wird häufig gefragt, welches denn das ideale Mass sei oder welcher Schwellenwert

Beitrag der Baugenossenschaften zur Wohnraumversorgung in der Stadt Zürich 1999





***Michal Arend** ist Soziologe und Partner bei econcept AG in Zürich. Im Rahmen seiner Arbeit für das Nationale Forschungsprogramm «Migration» führte er im Auftrag der Fachstelle für Stadtentwicklung Zürich eine Befragung zur Wohnzufriedenheit und zum nachbarschaftlichen Zusammenleben von schweizerischen und ausländischen Mieterinnen und Mietern in sechs Zürcher Wohnsiedlungen – darunter auch zwei baugenossenschaftlichen – durch.

Foto: ZVg.

hohem Ausländeranteil handelte es sich in der Regel um weniger begehrte Objekte, die nicht – oder nicht zu gleichen Konditionen – an Einheimische vermietet werden konnten.

«GARANTEN DER VERMIETBARKEIT»

Zürich stellt in Bezug auf die Untervertretung von Ausländerinnen und Ausländern in genossenschaftlichen Wohnungen keinen Einzelfall dar, das konnte in anderen Untersuchungen nachgewiesen werden. An lärmgeplagten und oder wenig attraktiven Lagen wohnen in den meisten Schweizer Städten vor allem Menschen, denen aufgrund ihrer niedrigen Zahlungsfähigkeit oder Diskriminierung bei der Wohnungsvergabe keine oder wenige Alternativen offen stehen. Solche Menschen und Gruppen können deshalb auch als «Garanten der Vermietbarkeit» wenig begehrter Wohnsubstanz bezeichnet werden. Bevölkerungsgruppen, die besonders häufig in unattraktiven Wohnungen an schlechten Lagen wohnen, sind zum Beispiel:

- **zahlungsschwache Rentner- und Betagtenhaushalte**, die unter Umständen schon lange in der gleichen Wohnung leben und hier auch dann bleiben, wenn der stärker gewordene Verkehr das Wohnumfeld entwertet.
- **Alleinerziehende**, die häufig in Krisensituationen schnell eine günstige und genügend grosse Wohnung brauchen und besonders stark auf gute Verkehrsverbindungen und Erreichbarkeit ihrer Aktivitäts- und Kontakt-Standorte angewiesen sind.
- **Ausländerhaushalte**, deren Anteil an stark befahrenen Strassen ohne weiteres auch 60 Prozent und mehr ausmachen kann. Dieser faktisch vielerorts erreichte Anteils Wert steht im scharfen Kontrast zur Vorstellung der meisten institutionellen Vermieter und Eigentümer, die in ihren Liegenschaften und Überbauungen einen «ausgewogenen Mietermix» anstreben. Vor dem Hintergrund der drohenden Leerstände und Mietzinsausfälle werden aber wenig begehrte Wohnungen an (fast) jeden Haushalt vermietet, der regelmässige Mietzahlungen in Aussicht stellt.

im Hinblick auf die Ausländerkonzentration nicht überschritten werden sollte. Darauf gibt es keine allgemein gültige Antwort. Die Vorstellung, nach der der Ausländeranteil pro Haus zum Beispiel ein Drittel aller Haushalte nicht übersteigen sollte, ist heute aus vielen Gründen nicht mehr zeitgemäß. Migrantinnen und Migranten sind keine Schadstoffe, die ab einer bestimmten Konzentration gesundheitsschädigend und der einheimischen Mehrheit nicht mehr zumutbar wären. Die von Schwellen beziehungsweise Grenzwerten geprägte Sichtweise betont Trennungen und trägt zur Verschärfung bestehender Probleme bei, statt diese zu lösen.

In der Stadt Zürich wohnten per Ende 1999 20,2 Prozent der Mieterinnen und Mieter in Genossenschaftwohnungen. Von den Menschen zwischen 65 und 79 Jahren waren es gar 31 Prozent (siehe Grafik). Dieser Anteil ist wesentlich höher als im städtischen Mittel. Hinsichtlich der Aufteilung nach Nationalität wurde eine klare Überrepräsentierung von einheimischen und eine Unterrepräsentierung von ausländischen Mietern festgestellt. Für die Gruppe der Ausländer aus der Türkei und aus Ex-Jugoslawien war dies besonders ausgeprägt. In Bezug auf die Haushaltstypen leisteten die Wohnbaugenossenschaften in der Stadt Zürich einen unterdurchschnittlichen Beitrag zur Wohnversorgung der Singles und einen stark überdurchschnittlichen Beitrag zur Wohnversorgung von kinderreichen Familien und Alleinerziehenden. Bei den Genossenschaftshäusern und -siedlungen mit

INTEGRATIONSFÖRDERER

Es trifft sicher zu, dass der unterdurchschnittliche Ausländeranteil in Genossenschaftswohnungen mit den geltenden statutarischen Einschränkungen (zum Beispiel bezüglich der Nationalität und Wohnsitzdauer) und mit den ausgebauten Mitwirkungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten zu tun hat. Trotzdem sollten die Baugenossenschaften einen stärkeren Beitrag zur Wohnversorgung ausländischer Mieterinnen und Mieter leisten, weil sie eine soziale und solidarische Tradition haben und sich schon immer für benachteiligte Gruppen engagiert haben. Sie haben in der Vergangenheit auch häufiger als andere Bauherren und Eigentümer innovative Projekte und soziale Experimente zur Förderung alternativer Wohn- und Lebensformen verwirklicht. Baugenossenschaften sind aber schliesslich auch deshalb ideale «Integratoren» und «Integrationsförderer», weil hier ausländischen Mitbewohnern viele interessante und wichtige Formen des freiwilligen bürgerlichen Engagements, der Selbsthilfe und lokalen Mitwirkung vorgelebt werden.

wohnenextra

Weitere Informationen zum Thema:

- M. Arend, W. Ott & B. Signer: Nutzen und Zusatznutzen der Wohnbauförderung und des gemeinnützigen Wohnungsbaus für die Gemeinwesen. Statistik.info 17/2001, Statistisches Amt des Kantons Zürich, Oktober 2001
- M. Arend: Können Stadtplanung und Wohnungsmarktpolitik einen Beitrag zur besseren Durchmischung und Integration von MigrantInnen leisten? In: H.-R. Wicker, R. Fibbi, W. Haug (Hg.): Migration und die Schweiz, Ergebnisse des nationalen Forschungsprogrammes «Migration und interkulturelle Beziehungen», Seismo Verlag Zürich, 2003

Zugewanderte in der Schweiz: drei Porträts

Leben in der Fremde

Wie meistern Migrantinnen und Migranten ihr Leben in der Schweiz? Drei Familien, die in Zürcher Genossenschaftssiedlungen ein neues Zuhause gefunden haben, erzählen.

«Bewusst neu angefangen»

Text: Paula Lanfranconi

Fotos: Ferenc Hamza



Elzbieta Eberle-Banas hatte einen Riesenvor teil, als sie 1985 aus Polen in die Schweiz kam: Sie konnte schon gut Deutsch.

Und doch wars ein Wagnis. Die Deutschlehrerin kannte ihren frisch angetrauten Schweizer Ehemann erst aus Briefen, und von ihrer künftigen Heimat hatte sie noch keine konkrete Vorstellung. Um Polen verlassen zu dürfen, musste sie ihren Personalausweis abgeben und beweisen, dass sie keine Schulden hinterliess. Das sei «ein komisches Gefühl gewesen», sagt die zierliche 49-jährige Frau.

ÜBERRASCHUNGEN IN DER (WASCH-)KÜCHE
Ihr Mann hatte gut vorgesorgt und bei der ASIG in Effretikon eine Dreizimmerwohnung gemietet – im gleichen Haus, in dem das Paar mit seinem inzwischen 14-jährigen Sohn Jan immer noch lebt. Der Empfang sei nett gewesen, sagt Elzbieta. «Wenn man die Sprache kann, hat man 50 Prozent weniger Probleme.» Überraschendes und Fremdes gab es aber trotzdem. Zum Beispiel die gemeinsame Waschküche. In Polen hätten alle selber schauen müssen, wie sie ihre Wäsche sauber kriegten. Oder die Reinlichkeitsvorstellungen, die Elzbieta etwas übertrieben fand: «Bei uns gabs damals noch kaum Putzmittelwbung, Putzen war kein grosses Thema.»

Oder das Essen. Statt Schinken und Spiegelei kamen hierzulande Gipfeli und Kaffee auf den Zmorgetisch. Ganz neu waren für Elzbieta auch Pizza, Pasta und die vielen Weinsorten. Sie ging in Kochkurse. Heute kocht sie ihren heiss geliebten Bigos, einen Sauerkrautetopf, nur noch ein, zwei Mal im Jahr. Und wenn sie ihn kochte, rieche man es halt auch in den Nachbarwohnungen. «Das braucht,

«Man muss das frühere Leben hinter sich lassen.» Elzbieta Eberle-Banas

wie alle kulturellen Unterschiede, gegenseitiges Verständnis», sagt sie.

MIT BEIDEN FÜSSEN IN DER SCHWEIZ

Elzbetas beste Integrationshilfe war ihr Sohn. Mit ihm ging sie auf den Spielplatz, machte beim Räbeliechtliumzug mit, buk polnischen Kuchen fürs Quartierfest und fand so Kontakt zu anderen Eltern. Jan lernte neben Polnisch so früh wie möglich Deutsch. «Man sollte», betont Elzbieta, «sein Kind nicht ohne Deutschkenntnisse in den Kinder-

garten schicken, das wäre eine Zumutung.» Sie hat sich für unser Gespräch Notizen gemacht: «Entscheidend ist, dass man sich bewusst wird, dass das frühere Leben hinter einem liegt und man hier neu anfängt», hat sie notiert. «Auf keinen Fall sollte man mit einem Fuß hier und mit dem anderen dort stehen.»

Natürlich vermisst sie ihre Herkunftsfamilie. Und geniesst es umso mehr, Verwandten die Schweiz zu zeigen. «Diese Vielfalt an Kulturen», glaubt sie, «ist nur hier möglich.» In einem jedoch ist Elzbieta ganz Polin geblieben: Sie ist tiefgläubige Katholikin. Wenn sie sieht, wie man hierzulande den Papst kritisiert, tue ihr das «sehr weh». Deshalb besucht die Familie den Gottesdienst heute in der polnischen Mission in Zürich. Für ihren Mann sei das schwierig. «Aber ich habe von meiner Seite viel zur Integration beigetragen», erklärt sie, «jetzt muss er auch einen Schritt machen.»

«Schweizer sind hilfsbereit»

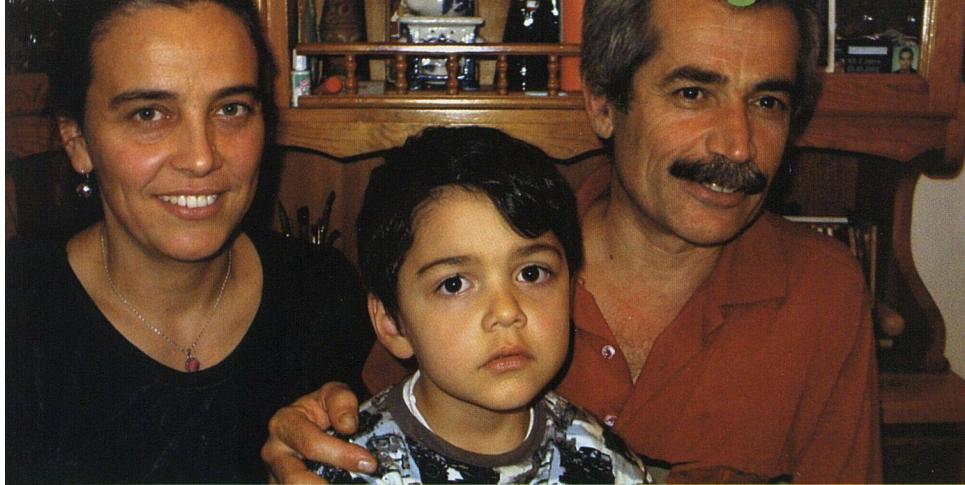


Ohne Sprachkenntnisse ist man verloren, sagt Jayalakshmi Kumar. Sie selber hatte einen schwierigen Lebensweg zu meistern.

Jenen Tag im November 1970 wird Jayalakshmi Kumar nie vergessen. Es war der Tag, an dem sie zum ersten Mal Schnee sah. Und der Tag, an dem sie in eine andere Welt katapultiert wurde: von einem indischen Kinderheim ins

Pestalozidorf Trogen. Sie war neun und untröstlich. Hoffte, ihre Mutter würde sie holen. Doch die Mutter wusste nicht, dass ihre Tochter in ein fremdes Land gebracht worden war. Sie war Witwe. Um sich zur Krankenschwester ausbilden zu können, hatte sie ihre Tochter ins Heim gebracht. Jayalakshmi war gut in der Schule, das Heim wollte, dass sie eine Chance in Europa bekam.

«Ich fühlte mich rasch angenommen»



Vorurteile kann man nur beseitigen, wenn man sich gegenseitig kennen lernt. Zeynep Sanli ergriff diese Chance von Anfang an.

Eigentlich hatte Zeynep Sanli bloss rasch ihren Bruder in der Schweiz besuchen wollen. Es war 1990, sie hatte in Izmir gerade ihr Englischstudium abgeschlossen. Aber dann gefiel es ihr hier: «Dieses andere – das viele Grün und der gut organisierte Alltag.» Sie blieb, auch wegen der Liebe. Ein paar Monate, nachdem sie in Zürich ein Pädagogikstudium begonnen hatte, lernte sie Zafer kennen, ihren heutigen Partner. Er war 1991 als politischer Flüchtling aus der Türkei gekommen.

ZAHLBAR UND KINDERFREUNDLICH

Zeynep hat in der Schweiz zunächst fast immer in WGs gelebt. Am Anfang konnte sie kaum Deutsch, aber es war ihr schon immer

leicht gefallen, auf andere Menschen zuzugehen. «Ich merkte gar nicht», erzählt sie lachend, «dass ich mich integrieren musste – überall traf ich Leute, mit denen ich mich gut verstand und fühlte mich rasch angenommen.» Als sich Alaz ankündigte, ihr heute fünfjähriger Sohn, suchte das Paar eine eigene Wohnung. Zahlbar sollte sie sein, denn die beiden waren nicht auf Rosen gebettet. Sie meldeten sich bei der ABZ an. Und waren beeindruckt von der fairen Behandlung. Ihre Mitbewohnerinnen und Mitbewohner hat Zeynep vor allem in der Waschküche kennen gelernt, eine Einrichtung, die ihr zuerst fremd war: Wie konnte man etwas so Persönliches wie die eigene Wäsche in einer Maschine waschen, die auch wildfremde Leute benützten?

Zuerst lebte die junge Familie vier Jahre in der Siedlung Kanzlei, heute im Rütihof, einem Aussenquartier von Zürich Höngg. Die Nähe

Waren von der fairen Behandlung bei der ABZ beeindruckt: Zeynep und Zafer Sanli mit Sohn Alaz.

zu ihrem gemeinsamen Arbeitsplatz, einem städtischen Kinderhort, ist Zeynep und Zafer wichtig. Die Siedlung Rütihof sei ein Eldorado für Kinder, schwärmt Zeynep: «Man hört sie den ganzen Tag draussen spielen, es hat nicht so viele Autos, dafür Wald, wo wir mit den Kindern Ausflüge machen können.»

FREUNDSCHAFTEN STATT FREMDENFEINDLICHKEIT

Seitdem Zeynep selber Mutter ist, hat sich ihr Leben verändert: Den geregelten Alltag, den sie am Anfang so geschätzt hatte, empfindet sie heute als «ein Zuviel an Kontrolle». Wenn das Kickboard ihres Sohnes den Mantel einer alten Dame berühre, erntet sie böse Blicke. «Und wenn die alten Leute bemerken, dass ich Hochdeutsch spreche, bekomme ich rasch zu hören, wir Ausländer hätten eben keinen Respekt vor den hiesigen Werten.» Manchmal macht sich Zeynep Sorgen, dass die Fremdenfeindlichkeit in der Schweiz zunehmen könnte und dass auch ihr Sohn darunter zu leiden hätte. Ihre Arbeit im Hort betrachtet sie als Chance: «Dort kann ich die unterschiedliche Herkunft und Kultur der Kinder als Reichtum thematisieren.» Und sie findet es wichtig, dass sie schon früh Freundschaften mit jüngeren Leuten von hier geknüpft hat. «Denn Vorurteile», ist Zeynep überzeugt, «werden nur bekämpft, indem man sich gegenseitig kennen lernt.»

«Jedes Land hat seine guten und schlechten Seiten.» Jayalakshmi Kumar mit ihrem Mann und den beiden Töchtern Geeta und Savita.

tex-Frau in ihrem Wohnzimmer in der ASIG-Siedlung Rütihof, «nicht ganz richtig hierher, bin eben doch tief verwurzelt in der hinduistischen Kultur.»

Und diese Kultur ist in vielem anders als die schweizerische. Im Alltag treten diese Unterschiede am deutlichsten in Erziehungsfragen zutage. So macht es Jayalakshmi Mühe, wenn sie sieht, dass hier Zwölfjährige rauchen und Alkohol trinken. Oder dass die Mädchen schon mit 13 einen Freund haben und sich die Pille verschreiben lassen. Für ihre beiden Töchter Geeta (16) und Savita (15) sei das kein Thema. «Zuerst müssen sie eine gute Ausbildung machen.» Und Geeta, die Gymnasiastin, doppelt in perfektem Zürichdeutsch nach: «Mit 13 weiß man noch gar nicht, was Liebe ist!»

RASSISMUS UND HILFSBEREITSCHAFT

Auch Jayalakshmi spricht Schweizerdeutsch: «Ohne Sprachkenntnisse ist man verloren.» Trotzdem spürt sie auch Rassismus. Vor allem

bei älteren Leuten. «Wahrscheinlich waren sie nicht gewohnt zu reisen und sind deswegen Ausländern gegenüber misstrauisch», glaubt Jayalakshmi. Ihre Töchter erzieht sie zum Respekt vor alten Menschen. Wenn sie dann aber sieht, wie gehässig Betagte oft sind, denkt sie: «Mein Gott, ich kann mit meinen Patienten auch nicht so umgehen!» Auch Geeta erzählt, sie werde von Senioren oft als «Scheiss-Ausländerin» betitelt – sogar, wenn sie ihnen im Tram den Vortritt lässt.

Jayalakshmi zeigt sich gelassen: «Jedes Land hat seine guten und schlechten Seiten.» Das Gute sei zum Beispiel die Hilfsbereitschaft der Schweizer, «wenn man sie einmal gut kennt». Hadert sie nicht manchmal mit dem Leben, das sie ungefragt auf einen fremden Kontinent verschlagen hat? Sie lächelt. «Im Hinduismus sagen wir: Wenn man auf die Welt kommt, sind gewisse Lebenslinien schon gegeben. Es ist Karma, Schicksal.»

ZWISCHEN ZWEI WELTEN

Und sie packte ihre Chance. Elf Jahre später, mit 20 und ihrerseits ausgebildet als Krankenschwester, kehrte Jayalakshmi zum ersten Mal zurück nach Indien. Und fand zu ihrer grossen Freude ihre Familie wieder. Nach sechs Wochen flog sie zurück in die Schweiz, hin und her gerissen zwischen zwei Kulturen: «Ich gehöre», sagt die heute 43-jährige Spi-



Wie gehen Genossenschaften mit «Ausländerquartieren» um?

Dem schlechten Ruf Paroli bieten

Wenn in Wohnsiedlungen die Mehrheit der Bewohner aus dem Ausland stammt, gelten diese rasch als «Ausländerquartier» und werden von Einheimischen gemieden. Was tun, um den Ruf solcher Quartiere sowie die Wohnqualität zu verbessern und sie auch für neue Mieter wieder attraktiv zu machen? Die Logis Suisse hat in zwei Siedlungen in Schaffhausen und Langenthal aufwändige Integrationsprojekte gestartet. Einen etwas anderen Ansatz verfolgt die Wohnstadt in Aesch (BL).

Text: Helen Weiss

Im grauen Oktoberwetter zeigt sich Schaffhausen nicht gerade von seiner schönsten Seite. Der Stadtbus fährt Richtung Endstation Birch, schlängelt sich durch ein enges Tal und steuert auf eine Anhöhe zu. Wir sind unterwegs in den «Balkan von Schaffhausen» – so wird die Siedlung Birch, etwa fünf Autominuten von der Stadt entfernt, von den Schaffhäusern genannt. Wenn das Wetter nicht gar so garstig wäre, sähe es hier nahezu idyllisch aus: Hinter den Wohnblöcken zeigen sich die Bäume des nahen Waldes in ihrer schönsten Herbstpracht, es ist ruhig hier – ausser dann, wenn die Mitglieder des Schützenvereins auf der Schiessanlage nebenan ihre Treffsicherheit trainieren. Doch das Birch hat einen schlechten Ruf, kaum jemand will hierher ziehen. «Schalten wir ein Wohnungs-inserat, melden sich gerade mal zwei Interessenten», weiß Sabrina Hauser, Bewirtschaf-

terin bei der IGS Immobilien Treuhand AG. Die Treuhandfirma verwaltet die 156 Wohnungen im Auftrag der Wohnbaugesellschaft Logis Suisse Zürich SA, der rund ein Drittel der Siedlung gehört.

RUF LEIDET

Bereits 1990, als die Logis Suisse die Liegenschaften übernahm, lag der Anteil von Migranten bei rund 80 Prozent. Ursprünglich hatte das Quartier, das vor allem von Arbeitern der lokalen Industrie bewohnt wurde, einen relativ guten Ruf. Verschiedene spekulative Handänderungen ließen jedoch die Mieten immer mehr steigen. Deshalb, und wegen einer viel beachteten mietrechtlichen Auseinandersetzung mit dem vorherigen Eigentümer, kam es zu wachsenden Vermietungsproblemen. Zur Erfüllung einer Vermietungsgarantie akzeptierte die damalige Ver-

walterin bis 1995 recht wahllos alle Mietinteressenten. Bauliche Vernachlässigung, der Niedergang der Industrie und die Lärmbelastung durch den Schiessstand führten Schritt für Schritt zu einer «Ghettoisierung» der Siedlung. Wegen fehlender sprachlicher Integration, ungenügenden Spielmöglichkeiten für Kinder, Jugendkriminalität, Ruhestörungen und Beschwerden der Buschauffeure litt der Ruf des Quartiers zusätzlich.

Auf Anregung der Logis Suisse und der Stadt Schaffhausen führte das Bundesamt für Wohnungswesen (BWO) 2001 erstmals eine Studie über das Birch-Quartier durch und kam zum Schluss, dass mit baulichen Massnahmen allein in sozial schwierigen Siedlungen keine nachhaltige Verbesserung der Wohnqualität zu erreichen sei. Vielmehr müsse man die Integration der ausländischen Bewohnerschaft fördern, interkulturelle Beziehungen stärken

Schweizer Mieter wohnen kaum noch in der Birch. Der Anteil der ausländischen Bevölkerung beträgt rund 80 Prozent.

Foto: IGS Immobilien-Treuhand AG



Stadt für das Projekt in einem 60-Prozent-Pensum angestellt. Seit zwei Jahren arbeitet sie im Quartiertreffpunkt Birch, für den die Logis Suisse eine Wohnung gratis zur Verfügung stellt. Das Projekt soll nun um zwei weitere Jahre verlängert werden, Ziel sei jedoch, dass die Siedlung in Zukunft autonomer funktioniere. Die gemachten Erfahrungen sollen auch anderen Quartieren zugute kommen. Mit den Quartieraktivitäten werden zudem Kontaktmöglichkeiten für die Bewohnerinnen geschaffen. Vor allem Mütter, die nicht auswärts arbeiten, können kaum Deutsch und fühlen sich isoliert.

FEHLENDES VERSTÄNDNIS IN SCHAFFHAUSEN

Der Quartiertreffpunkt wurde erst nach einiger Zeit zur Anlaufstelle, denn viele glaubten lange, die Angebote würden sich vor allem an Kinder richten. Nicht alle vorgeschlagenen Massnahmen konnten umgesetzt werden, da sie entweder den Bedürfnissen der ausländischen Bewohnerschaft nicht entsprachen oder ganz einfach das Interesse fehlte. Der Frauentreff etwa wurde kaum besucht und die Mitglieder des Bewohnerrats fanden den Zugang zu den anderen Mieterinnen nicht immer. «Wir merkten auch, dass wir zu wenig Raum für Jugendliche haben», sagt Wirz. Dies soll sich jedoch ändern, denn in der Nähe der Bushaltestelle plant der Stadtrat auf Anregung aus der Birch ein grösseres Begegnungszentrum.

Gegen den Treff regte sich Widerstand, was darauf schliessen lässt, dass der Ruf des Birch-Quartiers bei den Schaffhausern noch immer nicht allzu gut ist. Da das Begegnungszentrum in der Nähe des Schiessstands geplant ist, fühlen sich die Schützen, «als Schweizer Bürger, die einen traditionsreichen und traditionellen Sport ausüben, vom Stadtrat hintergangen», wie EVP-Grossstadtrat Alfons Cadario in den «Schaffhauser Nachrichten» schreibt. Bei der Umsetzung des Projekts fehlt es zum Teil also nicht nur am Interesse

und die Verdrängung der ansässigen Wohnbevölkerung verhindern.

KONTAKTMÖGLICHKEITEN SCHAFFEN

Vor zwei Jahren startete im Birchquartier das Projekt «Quartierarbeit Birch», an dem sich die Stadt Schaffhausen und das BWO beteiligen und die Eigentümer Unterstützung leisten. «Die Logis Suisse will damit das Quartier für Mieterinnen und Mieter wieder attraktiver machen», erklärt Hauser. Massnahmenvorschläge wie der Aufbau eines Bewohnerrats, Aktionen speziell für Frauen, Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche, Verkehrsberuhigung, Quartieranlässe sowie Öffentlichkeitsarbeit wurden schrittweise umgesetzt.

«Schaffhausen hat die Probleme der Siedlung lange nicht wahrgenommen», sagt die Quartierarbeiterin Monika Wirz. Sie ist von der

Von der Lage her idyllisch, doch wegen dem hohen Anteil ausländischer Bewohnerinnen und Bewohner als «Klein-Balkan» im Verruf: die Birch-Siedlung in Schaffhausen.

Bewirtschafterin Sabrina Hauser (links) von der Immobilien Treuhand AG und Monika Wirz, Leiterin des Projekts «Quartierarbeit Birch».



der Mieter, sondern auch an Verständnis und Kooperation seitens gewisser Schaffhauser.

INTEGRATION FUNKTIONIERT NUR BEI INTERESSE

Ebenso hat Wirz innerhalb des Quartiers mit Rassismus unter den Einwanderern zu kämpfen: «Früher nutzten ausschliesslich Kinder aus dem Balkan unsere Angebote, doch die Deutschkurse im Vorschulalter bringen vermehrt auch Kinder aus Sri Lanka ins Quartierbüro», erklärt sie. «Wir wollen mit den Kursen deshalb den Rassismus unter den Bewohnern schrittweise thematisieren.» Auch sonst werden Fortschritte erzielt, ein neuer Spielplatz sowie ein Fussballfeld sind im Entstehen, und seit kurzem können die Birch-Bewohner gegen ein kleines Entgelt einen Schrebergarten bewirtschaften.

In einem Punkt sind sich Sabrina Hauser und Monika Wirz jedoch einig: Die Projektangebote werden nur von jenen Bewohnerinnen und Bewohnern genutzt, die an einer besseren Integration und Wohnsituation ernsthaft interessiert sind. «Jene Mieter, mit denen wir die meisten Probleme haben, trifft man an Quartierfesten nie an und sie beteiligen sich auch an anderen Aktivitäten nicht.»

SCHWIERIGER RUF AUCH IN LANGENTHAL

Ähnliche Erfahrungen hat Projektleiterin Marcela Schwarz-Frauenberg im Quartier Thunstettenstrasse in Langenthal gemacht. Hier kommt jedoch erschwerend hinzu, dass die Angebote im Gegensatz zum Birch-Quartier nicht kostenlos sind. Zwar ist der finanzielle Aufwand für die Teilnehmerinnen gering, denn die Kurse sind subventioniert, doch, so Schwarz-Frauenberg: «Viele besuchen die Kurse nicht, weil sie etwas kosten.» Die Ausgangssituation in Langenthal ist vergleichbar mit Schaffhausen: Während des Immobilienbooms in den Siebzigerjahren vermietete man die Wohnungen, ohne auf eine gute soziale Durchmischung zu achten. Wegen einer ►

hohen Fluktuation, der Überzahl an ausländischen und sozial schwachen Mietern sowie durch Zwist unter den Bewohnern wurde die Siedlung zum Unruheherd. Obwohl das Quartier an einem Waldrand liegt und gut durch die öffentlichen Verkehrsmittel erschlossen ist, wollen kaum Schweizer hier wohnen. «Es ist wahnsinnig schwierig, den Ruf zu verbessern», sagt Regula Kirschnick, Immobilienverwalterin bei der Graf Riedi AG, welche zwei der vier Gebäudekomplexe für die Logis Suisse verarbeitet.

Eine Studie des Bildungszentrums Langenthal führte zu einer Standortbestimmung, worauf im Jahr 2001 der Verein BIO (Förderung der Bildung und Integration Oberaargau) gegründet wurde. Vor zwei Jahren quartierte sich Interunido, die Geschäftsstelle des BIO, in der Siedlung ein. Auch hier stellt die Logis Suisse die Räume gratis zur Verfügung. «Die Logis Suisse ist eine Vorreiterin, denn die restlichen Eigentümer engagieren sich im Quartier überhaupt nicht», sagt Marcela Schwarz-Frauenberg.

ERFOLGE UND ENTÄUSCHUNGEN

Die Interunido will mit Ausbildung und mit Sprachmittlerinnen die Verständigung zwischen Fachkräften und ausländischen Klienten, Patienten, Eltern und Kunden fördern und so den Zugang zu Dienstleistungen erleichtern. Hinzu kommen Quartieraktivitäten wie Feste oder Märkte. «Der Ruf des Quartiers hat sich verbessert und wir haben nicht mehr so viele Schwierigkeiten», ist die Projektleiterin überzeugt. Neben Deutschkursen für verschiedene Stufen bietet die Interunido auch Aufgabenhilfe für Kinder an. Zudem gehören Integrationskurse zu Themen wie das Schreiben einer Bewerbung oder Velofahren zum Angebot. Die Kurse werden jedoch nur von 14 bis 20 Prozent der Quartierbewohner besucht.

Schwarz-Frauenberg: «Wir können mit unseren Angeboten nicht alle Bedürfnisse befriedigen. Es muss auch etwas Eigeninitiative vorhanden sein.» Auch Regula Kirschnick von Graf Riedi ist enttäuscht über das mangelnde Interesse: «Vor allem die Frauen bleiben lieber unter sich.» Man müsse daher noch aktiver werden und intensiver auf die Bewohnerinnen und Bewohner zugehen.

TEILSELBSTVERWALTUNG IN AESCH

Mit ähnlichen Problemen hat auch die Siedlung Ochsengarten in Aesch (BL) zu kämpfen. Anfang der Neunzigerjahre liess die Bau- und Verwaltungsgenossenschaft Wohnstadt die Siedlung mit der klaren Absicht erstellen, eine gute Durchmischung mit Bewohnern unterschiedlicher Herkunft zu ermöglichen. «Das Konzept konzentrierte sich nicht nur auf die geografische Herkunft, sondern auch auf den sozialen Status», erklärt Verwalterin Michaela Panazzolo. Bei der Organisation der Siedlung wurde eine Teilselbstverwaltung angestrebt: Die Idee war, dass sich die Be-

wohnerschaft jeder Gebäudezeile zu einer Hausgemeinschaft zusammenschliesst, die über die Form der Hauswartung selbst bestimmen kann. Alle Bewohner haben zudem die Möglichkeit, sich im Siedlungsverein zu engagieren.

Doch schon bald nach Bezug der Wohnungen traten die ersten Probleme auf, die sich nicht wie erhofft als reine Startschwierigkeiten herausstellten, sondern sich eher noch zuspitzten und gegen Ende 1997 ihren Höhepunkt erreichten. Die gespannte Atmosphäre entstand, weil die Situation auf dem Wohnungsmarkt nach der Fertigstellung der Siedlung schwierig war und die Wohnstadt sich deshalb Leerbestände längerfristig nicht leisten konnte. Die Liegenschaftsverwaltung begrüsste daher die interne Wohnungsvermittlung, wovon vor allem türkische Mieter rege Gebrauch machten. Der Anteil an ausländischen Mietparteien lag deshalb schnell bei 70 Prozent, und die schweizerischen Bewohner fühlten sich in ihrem Mitspracherecht übergangen.

RIGOROSE VERMIETUNGSPOLITIK

Hinzu kamen Probleme bei der Teilselbstverwaltung, insbesondere bei der Pflege des gemeinsam genutzten Wohnumfelds: «Für die türkischen Bewohner war das System der Teilselbstverwaltung neu», erklärt Panazzolo. «Das Engagement war entsprechend gering.» Die Aktiven – mehrheitlich Schweizer – waren deshalb enttäuscht. Sogar die ausländischen Mieterinnen und Mieter wünschten sich ein besseres Gleichgewicht der Nationalitäten. Es kam zu mehreren Aussprachen zwischen der Mieterschaft und der Eigentümerin. «Wir organisierten Arbeitsgruppen und versuchten, auch die türkische Bewohnerschaft für den Siedlungsverein zu motivieren», so Panazzolo.

Mit einer rigorosen Vermietungspraxis, die auch vorübergehende Leerstände in Kauf nahm, wurde zudem wieder ein ausgeglichenes

Verhältnis der Nationalitäten erreicht. Mittlerweile haben sich diesbezüglich die Probleme gelegt, betreffend die Organisation der Teilselbstverwaltung blieben sie jedoch bestehen. «Dieser Umstand macht deutlich, dass die angebliche Ausländerproblematik vor das eigentliche Konfliktthema, nämlich die Teilselbstverwaltung, geschoben wurde», heisst es in einer im Jahr 2001 durchgeföhrten BWO-Studie. Dank den Bemühungen der Wohnstadt konnte jedoch die drohende Ghettoisierung aufgehalten werden. Panazzolo: «Es brauchte zwar viel Energie, doch letztlich waren die Auseinandersetzungen nützlich und wir konnten dadurch ein sehr gutes Verhältnis zu unseren Mieterinnen und Mieter schaffen.»



In der Siedlung Ochsengarten in Aesch (BL) erreichte die Wohnstadt mit einer rigorosen Vermietungspolitik wieder ein ausgeglichenes Verhältnis der Bewohnerschaft.



Foto: Wohnstadt

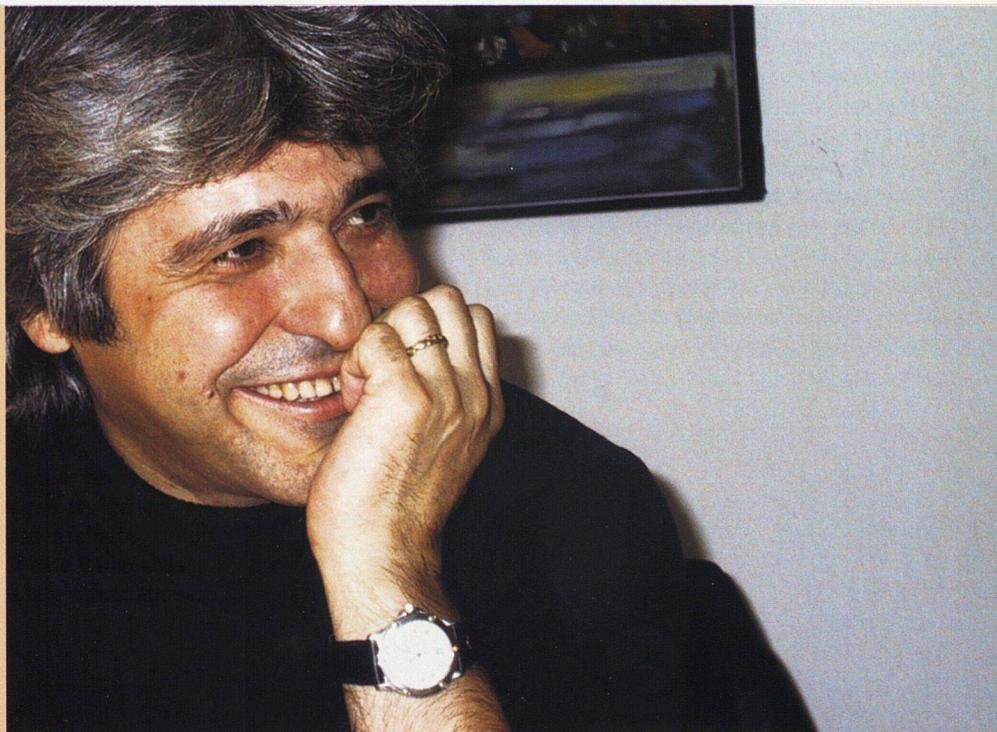
Ali El Hashash leitet Seminare für interkulturelle Kommunikation – auch für Baugenossenschaften

Gewohnte Muster ins Wanken bringen

Interview: Rebecca Omoregie

* Ali El Hashash wurde 1959 in Jordanien geboren und hat in Deutschland und in der Schweiz Soziologie, Politik, Pädagogik und Psychologie studiert. Nach langjähriger Beratungstätigkeit im Bereich «Migration und Integration» gründete er 2000 das IKM Institut (Institut für Interkulturelles Kommunikationsmanagement). Das Institut bietet Coachings und kulturspezifische Kommunikations- und Verhandlungstrainings für Manager an. Dazu kommen Seminare und Workshops zum Umgang mit Kulturunterschieden in multikulturellen Gesellschaften für verschiedene Zielgruppen. Neben Non-Profit-Organisationen, öffentlichen Verwaltungen und sozialen Einrichtungen wurde mit der Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf erstmals ein Seminar für eine Baugenossenschaft durchgeführt. Weitere Informationen: www.ikm-institut.ch

Wie können Menschen aus verschiedenen Kulturräumen harmonisch zusammenleben? Zum Beispiel indem sie sich bewusst sind, dass es bei der Kommunikation Missverständnisse gibt. Dass sie manchmal dasselbe sagen, aber nicht dasselbe meinen. Diese Erkenntnis löst noch keine Konflikte, aber sie hilft, diese sachlich anzugehen. Das sagt Ali El Hashash*, Spezialist für interkulturelle Kommunikation.



Wohnen extra: Herr Hashash, was bedeutet «interkulturelle Kommunikation»?

Ali El Hashash: Wir sprechen von interkultureller Kommunikation, wenn mindestens zwei Menschen aus unterschiedlichen Kulturen sich begegnen und miteinander kommunizieren.

Wie sind Sie dazu gekommen, sich auf dieses Thema zu spezialisieren?

Das hängt mit meiner persönlichen Geschichte zusammen: Ich bin in Jordanien aufgewachsen und Ende der 70er-Jahre nach Deutschland gekommen, um zu studieren. An der Universität war ich in der Beratung von ausländischen Studierenden tätig und da habe ich gemerkt: In der Interaktion mit dem neuen kulturellen Umfeld ereignen sich Dinge, die nicht so einfach mit herkömmlichen Begriffen erklärt werden können.

Was geschieht, wenn zwei Menschen aus verschiedenen Kulturräumen miteinander kommunizieren? Ich nehme an, es geht nicht nur um sprachliche Verständigungsprobleme. Auch wenn die beiden Personen in der Lage sind, sich in einer gemeinsamen Sprache zu verstehen, kann der kulturelle Hintergrund doch für Missverständnisse sorgen.

Inwiefern?

Da ist zum einen das Zusammenspiel der verschiedenen Kommunikationsebenen, also der sprachlichen und der nichtsprachlichen Ebene. Wenn ich zum Beispiel auf Deutsch etwas sage, wie jetzt gerade zu Ihnen, und dazu meine Hände bewege. Wie interpretieren Sie das? Ist das eine Bekräftigung des Gesagten oder eher eine Verneinung? Die Gestik unterscheidet sich in verschiedenen Kulturen ganz stark.

Was kann sonst noch zu Missverständnissen führen?

Eine zweite Ursache ist, dass etwas gesagt, aber damit etwas anderes gemeint wird. Wenn wir von scheinbar einfachen Dingen sprechen, von Liebe zum Beispiel oder von Familie, dann beziehen wir uns auf etwas Bestimmtes. Aber nicht jeder auf dasselbe.

Können Sie ein konkretes Beispiel nennen, etwa in einer Situation unter Nachbarn?

Nehmen wir an, man spricht von guten nachbarschaftlichen Beziehungen. Was versteht man darunter?

Für den einen bedeutet das, dass man regelmäßig Kontakt hat, für den anderen vielleicht einfach, dass man einander nicht stört? Das ist es, ja. Oder dass die Prioritäten anders gesetzt werden – das war interessant bei der ►

Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf. Alle Teilnehmer sagten, sie wünschten sich für das Zusammenleben im Haus «gute nachbarschaftliche Beziehungen und dass die Regeln eingehalten werden». Doch manche Bewohner legten zu 80 Prozent Wert auf das Einhalten der Regeln und zu 20 Prozent auf gute Beziehungen. Bei den anderen war es genau umgekehrt.

Wo spielt dabei die Nationalität mit?

Gerade bei dieser Frage haben die Migranten und die Schweizer eben tatsächlich verschieden reagiert. Natürlich bestehen individuelle Unterschiede, das ist klar. Doch die kulturelle Ebene, die ist durch das Umfeld bestimmt, in dem man aufgewachsen ist.

Wie stark ist dieser Faktor? Ist es möglich, dass er irgendwann an Bedeutung verliert?

Aus heutiger Sicht kann ich sagen: Ja, aber nur zum Teil. Das habe ich erlebt, als ich nach vielen Jahren von Deutschland in die Schweiz kam. Ich hatte gedacht, die Unterschiede zwischen diesen zwei Ländern seien gering. Doch ich musste feststellen, dass sich gewisse Leute durch meine Art zu sprechen, durch meine Direktheit, vor den Kopf gestossen fühlten. Ohne es zu wissen, hatte ich gewisse kommunikative Handlungen von Deutschland übernommen. Das andere jedoch, das verliert man nicht. Sie sehen es (weist lachend auf seine lebhafte Gestik) – das krieg ich nicht weg.

Genau solche Aspekte sind ja das Thema Ihrer Weiterbildungsseminare. Wie laufen diese genau ab?

Die Weiterbildungsseminare bestehen aus mehreren aufeinander abgestimmten Bausteinen. Dabei versuche ich die grundlegenden Aspekte der interkulturellen Kommunikation den Teilnehmenden bewusst zu machen. Je nach spezifischer Ausrichtung der Seminare – wie jetzt für die Baugenossenschaft – behandeln wir die soziokulturellen Faktoren, die für das Miteinanderwohnen relevant sind.

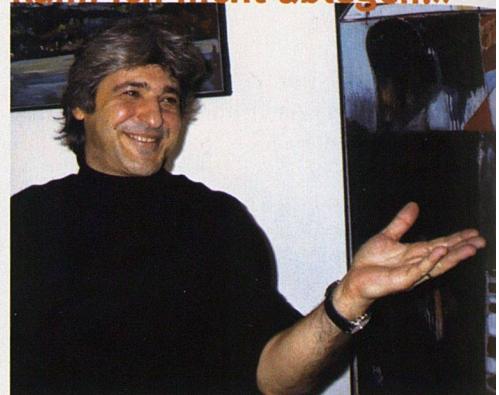
Was sind das zum Beispiel für Themen?

Ein ganz wichtiger Punkt sind Stereotype und Vorurteile. Diese können eine Begegnung a priori erschweren und den Verlauf der Kommunikation entscheidend beeinflussen. Ich frage zum Beispiel die einheimischen Teilnehmer: «Wie, denken Sie, sehen die Ausländer die Schweizer?» Da kommt jeweils sehr Erstaunliches heraus. Aber mehr möchte ich Ihnen darüber jetzt nicht erzählen, sonst ist der Überraschungsmoment in den Kursen verloren!

Aber können Sie ein Beispiel nennen, wie Vorurteile gegenüber anderen Kulturen in der Kommunikation wirken?

Wenn Sie zu mir sagen: «Herr Hashash, können Sie bitte die Musik etwas leiser machen?», dann habe ich diese Vorurteile im Hinterkopf und fühle mich vielleicht gleich persönlich angegriffen. Deshalb reagiere ich

«Meine Gestik kann ich nicht ablegen!»



nicht auf der sachlichen, sondern eher auf der Beziehungsebene. Und Sie wundern sich, weshalb ich gleich explodiere. Solche Reaktionen erlebe ich oft bei Migranten, und das ist durchgehend, vom Professor bis zum Putzmann.

Ist das wirklich so? Ausländische Akademiker werden wahrscheinlich doch anders beurteilt als Gastarbeiter.

Das mag sein. Aber es geht um Selbstwahrnehmung. Meinen Selbstwert definiere ich in Bezug auf das Umfeld. Und wenn dieses Migrantinnen und Migranten stets pauschalierend als Problem darstellt, dann ist es sehr

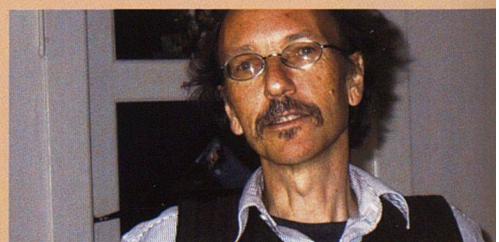
Interkulturelle Kommunikation in der Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf

Die Allgemeine Baugenossenschaft Urdorf besitzt diverse Liegenschaften mit insgesamt 43 Wohnungen. Wegen der unterschiedlichen Mietzinse und Standards der Wohneinheiten ergab sich eine sehr gemischte Mieterschaft. Etwa die Hälfte der Bewohnerinnen und Bewohner sind Schweizer, die anderen stammen aus einer Vielzahl von Nationen.

Das Zusammenleben funktioniere in den allermeisten Fällen gut, betont Marianne Huber, die als langjährige Präsidentin die Veränderungen in der Mieterschaft über die Jahre miterlebt hat. Kommunikationsschwierigkeiten habe es auch vor 15 Jahren gegeben, als ausschliesslich Schweizerinnen und Schweizer in der Genossenschaft lebten, jetzt habe man einfach andere Probleme. Es gebe in ihrer Genossenschaft wohl nicht mehr interkulturelle Konflikte als anderswo auch, bestätigt auch Geschäftsführer Hans-Peter Wyss. Doch

ihn, der sich in der Gruppe «Interkultur im Limmattal» mit dem Thema der Kommunikation in multikulturellen Gesellschaften befasst, interessierte es, diesen Punkt auch einmal in der Wohnbaugenossenschaft aufs Tapet zu bringen. Er arbeitet seit längerem mit Ali El Hashash zusammen und lud ihn ein, in der Genossenschaft über das Thema interkulturelle Kommunikation zu sprechen. Am einägigen Workshop nahmen schliesslich zwölf Personen teil, darunter auch zwei ausländische Familien.

Stimmen von Verantwortlichen und Teilnehmenden



Hans-Peter Wyss ist Geschäftsführer der Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf. «Wenn ich weiss, dass gewisse Verhaltensweisen durch den Migrationsprozess bedingt sind, kann ich besser damit umgehen.»

Auch für Sie ein Thema?

Das Projekt wird vom Bund finanziell unterstützt. Das Budget sieht noch zwei weitere Seminare mit je zwei Vertiefungsabenden vor. Die Allgemeine Baugenossenschaft Urdorf ist bereit, ihr Know-how interessierten Baugenossenschaften zur Verfügung zu stellen. Kontakt: Hans-Peter Wyss, Tel. 01 741 15 53

schwer, noch differenziert zu bleiben. An der Universität mögen ausländische Fachkräfte anders behandelt werden – dennoch gibt es eine Asymmetrie.

Wie meinen Sie das?

Sie werden anders beurteilt als Einheimische in der gleichen Position. Die Einschätzung unterscheidet sich aber sehr stark je nach Herkunftsland und kann bis ins Gegenteil kippen. Allein der Name wird mit bestimmten Eigenschaften und Fähigkeiten assoziiert, die dann die Erwartungen *a priori* beeinflussen. Aus eigener Erfahrung weiss ich, dass die Kursteilnehmer eine andere Erwartungshaltung haben, wenn ich ein Seminar leite, als wenn mein Kollege aus den USA einen Kurs hält.

In den Seminaren geht es also insbesondere darum, den Menschen bewusst zu machen, durch welche Mechanismen sie in der Kommunikation beeinflusst werden?

Ein weiteres Thema ist der Migrationsprozess, sein Verlauf und sein Einfluss auf die Identitätswandlung. Wie gehen Betroffene mit Auswanderung, mit der Entwurzelung um – unabhängig davon, in welchem Land sie sich befinden und woher sie kommen? Menschen entwickeln da offensichtlich verschiedene Handlungsstrategien.

Was sind das für Strategien?

Das eine ist die Ghettobildung. Es kommt vor, dass Menschen mit der Situation – insbeson-

dere der soziopolitischen Ausgrenzung – nicht fertig werden und nicht die Kraft haben, die Gemeinsamkeit und die Verständigung mit dem neuen Umfeld selbst aktiv zu suchen. Deshalb halten sie sich an ihre eigenen Leute.

Sie beurteilen die Ghettobildung also als eine Resignation, als Scheitern des Integrationsprozesses?

Ja, vielleicht ist es eine Art Resignation. Und dies kommt überall auf der ganzen Welt vor, egal, aus welchem Land jemand stammt. Obwohl zweifellos jede und jeder von sich behauptet, er würde sich nie so verhalten. Wenn z.B. Einheimische zum Thema Integration von Ausländern befragt werden, dann antworten die meisten: «Sie müssen sich anpassen! Wenn ich zum Beispiel in Kairo wäre, würde ich mich auch anpassen.» Doch das ist ein gewaltiger Irrtum.

Wie können Menschen sonst noch mit dem Migrationsprozess umgehen?

Dann gibt es die so genannten Pendlertypen: Diese Menschen leben ständig in einem Spannungsfeld. Wenn sie hier sind, beklagen sie sich über die Zustände in der Schweiz, die soziale Kälte, oder die Überreglementierung etwa, und glorifizieren das, was sie vermissen. Im Heimatland tun sie umgekehrt daselbe. Ich habe mich selbst dabei ertappt, als ich nach vielen Jahren nach Jordanien zurückreiste.

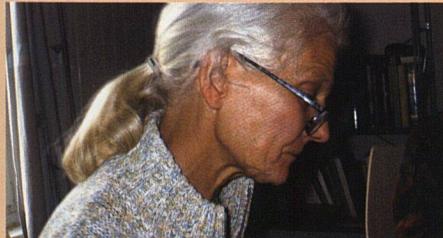
Wann bezeichnen Sie die Integration als «gelungen»?

Wenn sich eine «interkulturelle Persönlichkeit» herausbildet. Dann kann aus dem Zusammenleben etwas Neues entstehen. Doch dafür braucht es beide Seiten, nicht nur die Migranten, das ist eine sozialpolitische, gesamtgesellschaftliche Frage.

Noch eine letzte Frage: Wie kann nun alles das, was die Teilnehmer in den Seminaren lernen, zu einem besseren Zusammenleben von Menschen verschiedener Kulturen beitragen? Ist es nicht oft so, dass man zwar die Verhaltensweisen des anderen versteht, gewisse Dinge aber doch nicht akzeptieren kann oder möchte, weil sie einen einfach stören?

Es soll auch nicht das Ziel sein, dass man alles einfach akzeptiert, sondern dass man lernt, mit Konflikten anders umzugehen, geeignete Werkzeuge zu entwickeln. Bei den Basisseminaren geht es mir darum, gewohnte Muster zu hinterfragen. Und das ist kein schönes Gefühl. Denn dieser Dualismus – das ist gut, das ist böse – ist im Alltag viel einfacher. Etwas anderes, was mir wichtig scheint: Mit Vorurteilen und Stereotypen wollen sich die Menschen auch abgrenzen und so ihren Selbstwert stärken. Dies geschieht umso mehr, wenn keine Verständigung, keine persönliche Begegnung stattfindet. Diese Seminare können eine solche Gelegenheit bieten.

wohnen extra



Regula Imhof war mitverantwortlich für die Organisation des Kommunikationstrainings und nahm selbst am Seminar teil. «Ich fand es sehr gut, dass wir nach dem Workshop jeweils in einem Abstand von einigen Tagen zwei Vertiefungsabende durchführten. So konnte jeder das Erlebte nochmals reflektieren. Was unter anderem herausgekommen ist in der Diskussion: dass eigentlich alle dasselbe möchten, nämlich dass es gut geht. Niemand möchte wirklich Streit oder den anderen stören. Wenn man mit diesem Wissen in einen Konflikt hineingeht, ist doch schon vieles gewonnen.»

Bea Ulrich ist seit drei Jahren Mitglied und seit einem Jahr im Vorstand der Genossenschaft. Sie erlebt das Thema «direkt an der Front», denn insbesondere in ihrem Haus stammt mehr als die Hälfte der Bewohnerschaft aus dem Ausland. «Ich erlebe die Kulturunterschiede im Alltag. Zum Beispiel wenn es um Lärm geht. Ich bringe meine Kinder abends frühzeitig ins Bett. In anderen Kulturen dagegen ist es üblich, dass die Kinder länger aufbleiben und dass man abends noch recht aktiv ist. Das Seminar hat mich sehr beeindruckt: Man erkennt Sachen in sich selber, die man erst einmal akzeptieren und verarbeiten muss. Ich denke, im Alltag kann ich heute ein bisschen mehr Distanz haben. Aber ich weiss noch nicht, wie lange das anhalten wird. Denn es kommt auch darauf an, was ich von meinem Gegenüber zurückbekomme.»

Marianne Huber ist Präsidentin der Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf. «Ich denke, in der Kommunikation ist es wichtig, dass man nicht Macht oder Emotionen ausspielt, sondern dass man das sachliche Problem zur Sprache bringt. Darüber haben wir gesprochen und auch, dass wir einander helfen möchten, die Situation etwas distanzierter anzuschauen, sodass wir eventuell besser reagieren können. Aufgrund der Erfahrungen haben wir auch beschlossen, in der Genossenschaft künftig mehr informelle Treffen zu veranstalten.»



Mehr Lebensqualität in der Grossüberbauung Telli

Wenn ein Massanzug nicht mehr sitzt

Wer in den Bahnhof Aarau einfährt, kann sie nicht übersehen: die Überbauung Telli. Vier langgezogene, leicht angewinkelte Wohnzeilen ragen wuchtig in den Himmel. 2500 Menschen wohnen hier, 34 Prozent davon stammen aus dem Ausland – das ist ein Drittel mehr als im städtischen Durchschnitt. Insbesondere in der Schule und im Bereich der Jugandanliegen beobachtete man soziale Missstände. Deshalb startete die Stadt Aarau 2001 das Siedlungsentwicklungsprojekt «allons-y Telli!».

Text: Daniele De Min*

Mit dem Bus Nr. 2 lässt sich die Grossüberbauung Telli vom Bahnhof aus in drei Minuten erreichen. Durch die Einkaufspassage – ganz im Stil der Siebzigerjahre – führt der Weg in die Siedlung. Was im Fachjargon «Trennung der Funktionen», «Dezentralisierung», «Durchgrünung» oder «Industrialisierung des Wohnungsbaus» heisst, erschliesst sich den Besuchern als auffällig grüne, hügelige, harmonisch runde und bewegte Parklandschaft zwischen den Wohnzeilen. So lässt sich das imposante Volumen der Baukörper leicht ertragen. Es gibt keine Autos. Keine Läden. Der Architekturkritiker Benedikt Loderer spricht von der Tellisiedlung als von einem Massanzug, der nicht mehr ganz sitze – und trifft damit den Punkt. Die Telli ist kein Ghetto. Im Gegenteil, die Telli ist unter manchen Gesichtspunkten vorbildlich! Und dennoch. 2000 beschloss die Stadt Aarau zu handeln, denn in der Schule und im Bereich der Jugandanliegen entwickelten sich soziale Brennpunkte. Der Ausländeranteil ist in der Siedlung in zehn Jahren um zehn Prozent auf 34 Prozent gestiegen. Zu lange hat sich die Siedlung wichtigen Bedürfnissen nicht mehr angepasst. Auf dem Spiel steht die soziale Integration, die Werterhaltung der Bauten, die Zufriedenheit der Bewohnerschaft – kurzum: das Image und die Zukunftsfähigkeit der Siedlung.

SCHWÄCHEN BEARBEITEN, STÄRKEN FÖRDERN

Um Handlungsschwerpunkte für das Siedlungsentwicklungsprojekt zu definieren, befragte der Quartierverein die Bewohnerinnen und Bewohner, wo ihrer Meinung nach «der Schuh drücke». Die Auswertung der Interviews ergab vier Hauptanliegen: Der Unterhalt der Anlagen muss verbessert werden; außerdem wünscht sich die Bewohnerschaft mehr Ordnung, Ruhe, Sauberkeit und Rücksichtnahme. Das Angebot für Kinder und Jugendliche wird als mangelhaft angesehen und nicht zuletzt soll das Zusammenleben der Nationalitäten attraktiver werden.

Die Tellisiedlung verfügt auf der anderen Seite aber auch über gewichtige Ressourcen. Hierzu zählt die gute Infrastruktur, zum Beispiel die Nähe zu Einkaufsmöglichkeiten und öffentlichem Verkehr, und die qualitativ hoch stehende Umgebung: Die Überbauung weist viel Grünflächen und einen idyllischen Bach auf, grenzt an das Naherholungsgebiet Aareraum und ist autofrei. Im Quartier gibt es außerdem Institutionen mit beträchtlichem Entwicklungspotenzial, so das Gemeinschaftszentrum und der Quartierverein.

BREITE PROJEKTPALETTE

Die Projektpalette von «allons-y Telli!» ist so breit, wie die Akteure zahlreich sind: Kinder,

Jugendliche und Erwachsene, aber auch Hauswarte, Verwaltungen, Eigentümer und die Schule werden miteinbezogen. Die Betroffenen sollen aktiv mitwirken, von der Ideengenerierung bis hin zur konkreten Umsetzung. Dabei geht es nicht nur um soziale Fragen, wie die Integration der ausländischen Bewohnerschaft und die Stärkung der Gemeinwesenarbeit, sondern auch um Raumplanerisches, zum Beispiel um die Aufwertung des Außenraums. Dank der Unterstützung des Bundesamtes für Gesundheit will sich das Projekt außerdem auch auf präventive Aktivitäten im Bereich der Umwelt- und Gesundheitsförderung konzentrieren. So bildet zum Beispiel «Rauchen» einen Schwerpunkt des Programms. Diesen Herbst fanden darüber hinaus Aktionen zum Thema Abfall statt.

Was den Verantwortlichen ganz wichtig ist: Wenn das fünfjährige Projekt beendet ist, soll die Wirkung nicht verpuffen. Deshalb wollen sie die Menschen von Anfang an miteinbeziehen und bereits früh einen «Institutionalisierungsprozess» vorbereiten. Das heisst, im Idealfall sollen die wichtigsten Aufgaben von «allons-y Telli!» künftig von quartiereigenen Institutionen oder von neu entstandenen Netzwerken (z.B. für Migranten oder Hauswarte) übernommen und weitergeführt werden. Damit diese dazu auch in der Lage sind,

«Die Staumauer» nennen die Aarauer die Grossüberbauung Telli. 2500 Menschen leben in den vier imposanten Wohnblöcken, das sind 16 Prozent der Aarauer Bevölkerung. Gut ein Drittel der Bewohnerschaft stammt aus dem Ausland.

Schwerpunkte der Integrationsbemühungen sind zum Beispiel die Betreuung der fremdsprachigen Kinder im Kindergarten, Schulsozialarbeit und die Schaffung von Räumen für Jugendliche.



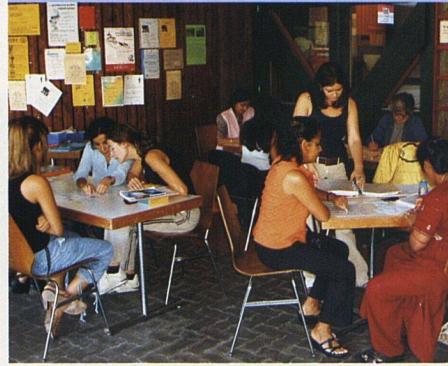
will der Quartierverein deshalb im nächsten Jahr ein so genanntes Empowerment-Projekt (deutsch etwa «Befähigung») durchführen. Einen anderen Weg zeigt folgendes Beispiel: In diesem Jahr wurde, nach einem Pilotversuch in der Telli, Schulsozialarbeit ins ordentliche Budget der Stadt aufgenommen. Bestimmte Aufgaben sollen also zukünftig in die Tätigkeiten der Verwaltung überführt werden.

INTEGRATION MACHT SCHULE

Ein weiteres Anliegen des Projekts ist die Integration, worunter «allons-y Telli!» letztlich das gute Zusammenleben aller in der Siedlung versteht. Ein Schwerpunkt liegt aber auf der Arbeit mit Migrantinnen und Migranten, sei dies im Bildungs- oder im Kulturbereich. Ein wichtiges Ziel ist auch der Aufbau eines Netzwerks unter den ausländischen Bewohnerinnen und Bewohnern in der Siedlung. Besonders stark wirkt sich der hohe Anteil Fremdsprachiger im Schulbereich aus: Die Qualität des Unterrichts leidet, das Kollegium ist teilweise überlastet. Die Einführung von Schulsozialarbeit hat die Situation deutlich beruhigt. Dadurch konnten auch die Elternarbeit intensiviert und anderssprachige Elternabende angeboten werden. Erste Erfolge zeigen sich auch auf Kindergartenstufe, wo die Situation ebenfalls sehr angespannt war. Dank integriertem Mundartunterricht in den

Die Tellisiedlung: Eckdaten

Bewohnerinnen und Bewohner: ca. 2500 (16% der Aarauer Stadtbevölkerung)
Ausländeranteil: 34% (Vergleich Aarau: 20%)
Baujahr: erbaut in drei Etappen, 1973, 1982–85, 1990
Anzahl Wohnungen: 1258
Höhe: max. 19 Stockwerke (50 m)
Eigenumsstruktur:
Heterogen, Spektrum reicht von institutionellen Anlegern bis zu Stockwerkeigentum, Stadt beteiligt durch Ortsbürgergemeinde



drei Telli-Kindergärten werden die Sprachkenntnisse der fremdsprachigen Kinder gefördert. Gleichzeitig profitieren aber auch die deutschsprachigen Kinder von der grösseren Aufmerksamkeit, die ihnen die im «team-teaching» unterrichtenden Lehrerinnen in dieser Zeit zukommen lassen. Außerdem nehmen die Mütter einiger fremdsprachiger Kinder an den «MuKi»-Kursen im Schulhaus teil – ihre vorschulpflichtigen Kinder nehmen sie dazu gleich mit.

ANGEBOTE FÜR JUGENDLICHE UND ERWACHSENE

Der Leiter des Gemeinschaftszentrums (GZ) arbeitet eng mit der Schulsozialarbeiterin zusammen. Die Disco im GZ ist ein Renner. Es kommen viele ausländische Jugendliche, die sukzessive Verantwortung für die Planung und Durchführung übertragen bekommen. Die soziokulturelle Animation soll weiter ausgebaut werden. Geplant sind zusätzliche Ferienaktionen sowie die Schaffung von Jugendräumen in der Siedlung. Ausserhalb dieser Aktivitäten für Kinder und Jugendliche hat es sich allerdings als sehr schwierig erwiesen, die Migrantinnen und Migranten zu erreichen. Zwei Jahre lang hat sich «allons-y Telli!» – mit Unterstützung des Bundes – bemüht, eine quartiereigene Partizipationsstruktur aufzubauen. Der aus

Unterstützung von Bund und Stadt

Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) setzt den nationalen Aktionsplan Umwelt und Gesundheit (APUG) unter anderem mittels Pilotregionen um. Die Schwerpunkte sind «Natur und Wohlbefinden», Mobilität und Wohlbefinden sowie im Falle von «allons-y Telli!» «Wohnen und Wohlbefinden». Das BAG unterstützt das Gesamtprogramm von «allons-y Telli!», insbesondere aber Projekte, welche umwelt- und gesundheitsfördernd wirken. Die Stadt Aarau und das BAG haben für das fünfjährige Projekt ein Kostendach von insgesamt zwei Millionen Franken festgelegt.

Ein gutes Beispiel für ein niederschwelliges Angebot für ausländische Frauen: An einem Marktstand vor dem Einkaufszentrum wurden Ad-hoc-Deutschkurse durchgeführt. Der Folgekurs findet dann in «richtigen» Schulräumen statt.

schweizerischen und ausländischen Mietern zusammengesetzte «TelliRat» förderte Projekte aus der Bewohnerschaft für die Bewohnerschaft und begleitete diese auch. Einige dieser Aktivitäten sind zu festen Angeboten im Quartier geworden, zum Beispiel der Herbstmarkt. Die Rolle des «TelliRats» ging später an das Gemeinschaftszentrum über, wurde also professionalisiert und institutionalisiert. Dieses verfügt über einen «Projektfonds Gemeinwesenarbeit», der zahlreiche Initiativen aus der Bewohnerschaft ermöglicht. Spezifische Integrationsprojekte sollen zukünftig auf den Schienen Bildung, Kultur und interkonfessioneller Dialog zu Stande kommen.

Weiterer Lichtblick für die Projektverantwortlichen: Die Eigentümer einer Wohnzeile mit mehr als 50 Prozent ausländischer Bewohnerschaft haben ihr Interesse an der Zusammenarbeit im Integrationsbereich signalisiert. Dadurch könnte das Siedlungsentwicklungsprojekt zum Beispiel mit der Schaffung eines «Lernraums» für die Wohnzeile oder mit Kursen für Hauswarte erweitert werden.

wohnenextra

*Daniele De Min ist als Jugendkoordinator in Aarau tätig und leitet das Siedlungsentwicklungsprojekt «allons-y Telli!». Kontakt: leitung.telli@bluewin.ch

Ist Integration in Ihrer Genossenschaft ein Thema?

«Konflikte gibt es auch unter Schweizern»

Umfrage: Rebecca Omoregie und Daniel Krucker

In diesem *wohnen extra* stellen wir Siedlungen vor, die über eine besondere Ausgangslage – meist einen sehr hohen Anteil von Migranten – verfügen und deshalb spezielle Integrationsprojekte lanciert haben. Doch wie viele ausländische Bewohnerinnen und Bewohner leben eigentlich in anderen Genossenschaften? Ist Integration auch dort ein Thema? *Wohnen extra* hat sich bei einigen Genossenschaften umgehört.



Barbara Brügger, Allgemeine Baugenossenschaft Luzern (ABL): «26,9 Prozent aller ABL-Bewohnerinnen und -Bewohner sind Ausländer mit Ausweis C. Damit sind wir etwas über dem Durchschnitt der Stadt Luzern mit rund 20 Prozent. Wir steuern das nicht bewusst, bei uns erfolgt die Wohnungszuteilung nach einem strengen Punktesystem, das sich nach dem Eintrittsdatum des Bewerbers und nach dem einbezahlten Anteilscheinkapital richtet. Dadurch kann die Durchmischung nur wenig beeinflusst werden. Doch Ausländerfeindlichkeit und fehlende Toleranz sind oft ein Problem. Wir sind da schon länger am Suchen von Lösungen. So haben wir in Zusammenarbeit mit der Integrationsbeauftragten der Stadt Luzern auch schon Schulungen für unsere Hausbetreuer durchgeführt. Außerdem beteiligen wir uns an einem Integrationsprojekt, mit dem die Caritas Luzern im Maihofgebiet das Zusammenleben der einheimischen und der ausländischen Bevölkerung verbessern will. Leider haben nur sehr wenige unserer Mitglieder daran teilgenommen. Daneben haben wir selbst ein Projekt lanciert, das sich nicht nur mit Integration, sondern allgemein mit Gemeinschaftsförderung befasst. An einem ersten Kick-off-Treffen waren immerhin etwa zwölf Prozent der Mieter aus diesem Quartier dabei. Aber es ist noch zu früh, um zu sagen, wie es weitergeht.»

Martina Ulmann, Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ): «Entsprechend ihrem Leitbild geht die ABZ bei der Vermietung auf die soziale Durchmischung ein – wobei dies nicht nur die Nationalitäten einschliesst, sondern zum Beispiel auch Alter oder Familiensituation. Außerdem stellen wir verschiedenen sozialen Institutionen einen Teil unserer Wohnungen zur Verfügung. Der Anteil ausländischer Mieterinnen und Mieter beträgt etwa 30 Prozent. Eine gute Integration ist uns sehr wichtig, da sie eng mit der Wohn- und Lebensqualität und der Identifikation mit der Genossenschaft zusammenhängt. Das betrifft aber nicht nur Migranten, sondern sämtliche Bewohnerinnen und Bewohner. Wir haben deshalb im letzten Jahr ein spezielles Integrationskonzept für die Einführung von neuen

Mieterinnen und Miatern erarbeitet. Kurz vor Mietbeginn werden jeweils Foto und Namen der Neueinziehenden im Treppenhaus ausgehängt. Innert zwei Wochen nach Einzug besuchen dann nebenamtliche Verwaltungsassistentinnen oder die Hauswarte die Neuzüger und führen sie in die Abläufe im Haus und in der Siedlung ein. Etwa zwei Monate später werden sie nochmals kontaktiert. Das Pilotprojekt wurde dieses Jahr in sechs Siedlungen durchgeführt und ist gemäss Umfragen sehr gut angekommen.»

Othmar Räbsamen, ASIG, Zürich: «Grundsätzlich versuchen wir bei der Vermietung einen Mix zu erreichen, bei dem der Ausländeranteil nicht höher ist als in der umliegenden Gemeinde. Wobei dies natürlich nicht auf den Punkt genau möglich ist. In gewissen Siedlungen, zum Beispiel in Höngg oder in Buchs, ist der Anteil der ausländischen Bevölkerung bei uns sogar leicht höher, in anderen aber auch deutlich darunter. Zum Teil steuert sich das natürlich auch über die Mietzinse. Um die Integration zu erleichtern, weisen wir die Leute bei der Vermietung auch einmal direkt auf einen Deutschkurs hin. Außerdem erhalten die Foren (so heissen bei uns die Siedlungskommissionen) jeweils eine Kopie der Einzugsanzeige. Je nach Siedlung gehen diese dann sogar persönlich vorbei. Bei Nachbarschaftskonflikten, aber auch bei familiären und finanziellen Problemen, bietet unsere Sozialberatung Unterstützung. Kulturelle Konflikte gibt es sicher, aber Schweizer streiten auch ebenso oft mit Schweizern. Eigentliche «Problemsiedlungen» haben wir nicht. Die Siedlung Rütihof, die mit rund 50 Nationalitäten wirklich multikulturell ist, ist sogar sehr beliebt. Was meiner Meinung nach auch zur Integration beiträgt, sind die Infrastrukturen, die wir als Genossenschaft bieten: Kinderkrippen, Gemeinschaftsräume, Spielgruppen, Mittagstische und so weiter.»

Max Brüllmann, FAMBAU, Bern: «Wir schauen bei der Vermietung darauf, dass der Prozentsatz ausländischer Bewohnerinnen und Bewohner etwa demjenigen in der Bevölkerung entspricht. Das sind derzeit ungefähr 20 Prozent. Das ist nur gut und recht: Schliesslich wurden die Ausländer als Arbeitskräfte ins Land geholt, also sollen sie nun auch hier wohnen können. Wenn es Konflikte gibt unter den Bewohnern, kommt unser Vermittlungsausschuss zum Zug. Darin sind derzeit fünf Mieterinnen und Mieter aus verschiedenen Siedlungen vertreten, die versuchen, Streitigkeiten zu schlichten. Dabei geht es nicht (nur) um kulturelle Konflikte, sondern um ganz allgemeine Mieterzwiste. Und ich muss sagen, die machen ihre Sache sehr gut, doch als Laien stossen sie natürlich auch irgendwann an ihre Grenzen. Wir sind deshalb dabei, gemeinsam mit der städtischen Liegenschaftsverwaltung und den Berner Fachhochschulen ein Konzept zum Konfliktmanagement in

Wohnquartieren zu entwickeln. Außerdem läuft derzeit vom Schweizerischen Roten Kreuz aus das Projekt «chili-quartier im tscharni». Dieses will in den Quartieren Blumenfeld und Tscharnergut, die beide einen hohen Ausländeranteil aufweisen, eine Anlaufstelle und einen Mediationsdienst für die Bevölkerung aufbauen. Aber darin sind wir nicht direkt involviert.»

Josef Köpfli, Familienheim-Genossenschaft Zürich (FGZ): «Im genossenschaftlichen Alltag sind auch wir mit dem Thema Integration konfrontiert. Mit unseren Vermietungsrichtlinien streben wir generell eine ausgewogene soziale Durchmischung an. Außerdem achten wir auch konsequent auf die Umsetzung unseres Leitbildes, das Aussagen zu Toleranz und zur Zusammensetzung der Bewohnerschaft – unter anderem auch zum Verhältnis zwischen Schweizerinnen und Schweizern und Ausländerinnen und Ausländern – enthält. Mit einem Anteil von 20 Prozent sind die ausländischen Mieterinnen und Mieter allerdings im Vergleich zu den umliegenden Quartieren noch immer leicht untervertreten. Intoleranz und Integrationsprobleme gibt es leider auch bei uns, aber es handelt sich hier klar um Einzelfälle. Auf unbegründete Beanstandungen gehen wir grundsätzlich nicht ein. Bei schwerwiegenden Nachbarschaftskonflikten bietet aber unsere genossenschaftseigene Sozialberatung ihre Unterstützung an.»

Rita Hauser, Graphika, Zürich: «Die meisten Baugenossenschaften reden viel von einer gesunden Durchmischung. Der Begriff ist ein bisschen abgedroschen, doch Tatsache ist, dass eine kluge Vermietungspraxis schon die halbe Miete ist. Natürlich ist es aufwändig, die Bewerbungsdossiers zu studieren und zu überlegen, wer nun am ehesten für die freie Wohnung in Frage kommt. Aus Erfahrung kann ich sagen: Es lohnt sich auf jeden Fall. Es gibt ja Leute, die offen über die Vorteile der Segregation anstatt Integration nachdenken. Davon halte ich nicht viel. Wir erweisen der ausländischen Bevölkerung keinen Dienst, wenn wir sie ausgrenzen. Solche Voraussetzungen erschweren nicht nur die Integration, sondern sind insbesondere für die nächste Generation ein grosses Hindernis. Der Anteil der Ausländerinnen und Ausländer liegt bei uns mit etwa 15 Prozent unter dem Durchschnitt der Stadt Zürich. Das hat damit zu tun, dass wir in einer Siedlung in Altstetten vor allem langjährige Mieter haben, die zum Teil schon seit Jahrzehnten bei uns wohnen. Uns ist natürlich auch daran gelegen, dass sich Neumieter möglichst rasch bei uns wohl fühlen. Zurzeit führen wir immer noch einen jährlichen Neuzügerapéro durch. Ich tendiere allerdings eher dazu, neue Mieter persönlich willkommen zu heißen. Die Siedlungskommissionen leisten natürlich ebenfalls einen wichtigen Beitrag zur Integration.»

Mit ihren gemeinschaftlichen Einrichtungen leisten Genossenschaften bereits einen wichtigen Beitrag zur Integration ausländischer Mitbewohnerinnen und Mitbewohner. Ein Siedlungsfest zum Beispiel ist eine gute Gelegenheit, die Nachbarn und deren Kultur kennen zu lernen. Da treffen türkische Spezialitäten und italienisches «Gelato» mit typisch Schweizerischem zusammen.

Eintauchen in andere Welten

Damit Integration im Alltag stattfindet und nicht nur eine Worthülse bleibt, braucht es Engagement von allen Seiten. Aber auch fehlendes Wissen ist nicht selten ein Grund für Missverständnisse im Zusammenleben mit Menschen unterschiedlicher Herkunft. Wollen Sie mehr über bestimmte Länder wissen oder sich einfach nur auf unbekannte Geschichten einlassen? Wenn Sie bei unserem Kreuzworträtsel mitmachen,

haben Sie die Chance, einen von drei Büchergutscheinen im Wert von CHF 100.– zu gewinnen. Schreiben Sie das Lösungswort auf eine Postkarte und schicken Sie diese bis 15. März 2005 an Verlag *wohnen*, Preisrätsel, Postfach, 8042 Zürich. Absender nicht vergessen! Die Gewinner werden ausgelost und schriftlich benachrichtigt. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt.

Gebirgs-ge-wässer			einen Motor in Gang setzen	glanz-voll	zweit-rangig		Vor-zeichen	Zirkus-spass-macher	Hostien-teller	2	franz.: Strasse	winkelig
		5					Vorn. des Austronauten Nicollier					
Stadtteil von Bern			Box-hieb	→			Senk-bleie	→			Bahn zw. Bern und dem Wallis	
trostlos	→			ugs.: Identitäts-karte	deutsche Vorsilbe	→	Buddhis-mus-richtung		Geistes-blitz	→	Abk.: Bank-konto	
	10						schweiz. Reformator † 1531	→		4		
Ferner Osten			Vieh-unter-kunft		Männer-name	→	Schluss	→			norweg. Hauptstadt	
				Nieren-abson-derung	→	6		verblüht		Zugma-schinen (Kw.)	→	kleines Längen-mass (Abk.)
Hand-mäh-gerät	Selbst-sucht	Gelände-vertie-fung		altröm. Kaiser			Heide-kraut	zur franz. Schweiz gehörig	→	1	Strauch mit Nüssen	
griech. Buch-stabe	→			Titu-lierung	→	7			→			
schweiz. Mönch	→				Recht-schreib-übung		Typen		→		Sport-ruder-boot	
	3		schweiz. Filme-macher (Fredi)	Wurf-scheibe	→	9			→		Initialen Einsteins	→
schweiz. Comic-figur (Papa...)	engl.: Ausgang	Staat in Mittel-amerika	→				Himmels-körper		Luzern. Fuss-ball-club	→		
Haupt-stadt Süd-Koreas	→			ein roter Farbstoff	→			→		Teil des Lichts (Abk.)	→	Hand-lung
Staat in West-africa			schweiz. Video-künst-lerin	→		13	Laut, Klang	→		dt. Frauen-name	→	
				Wort am Gebets-ende	→			8		eidg. Departe-ment (Abk.)	→	12
schick-salhafter Moment										Kunst-messe in Basel	→	

3 Schweizer Rätsel-Heft

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----

Die Gewinner des Kreuzworträtsels von *wohnen extra* 2/2004 sind:

Ursula Egloff
Siedlungsweg 7
5430 Wettingen

Maria Wildi
Altwiesenstrasse 211
8051 Zürich

Ernst Krummenacher
Luzernerstrasse 14
6045 Meggen

Impressum:

wohnenextra

Ausgabe Dezember 04

Beilage zu *wohnen*
Nr. 12/04

Herausgeber:
SVW

Redaktion:
Redaktion *wohnen*

Konzeption, Layout und Druckvorstufe:
Brandl & Schärer AG, Olten

Druck:
gdz AG, Zürich